

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 6

Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1916

Eine verbrannte russische Munitionsfabrik in der Gegend von Kowno.

Unser Bild zeigt die von den Deutschen gereinigten Munitionsvorräte, die von den Truppen fortgeführt werden, um evtl. später Verwendung zu finden. Das Feuer scheint mächtig gewütet zu haben und reiche, für uns höchst wichtige Vorräte an Munitionsartikeln unbrauchbar gemacht zu haben. Immerhin: was sich unter den ungeheuren Mengen von Vernichtungsstoffen noch Verwendbares vorfindet, erscheint uns als gefunden. Denn es ist besser, es trägt seine Wirkung in den Feind hinüber, als daß es dazu beiträgt, in unseren Reihen Schaden anzurichten.



General der Kavallerie Freiherr von Pflanzer Wallin und General der Infanterie Artur Arz von Straußenberg, die beiden verdienstvollen österreichisch-ungarischen Heerführer auf der Fahrt zur Front.



Staatssekretär des Innern Dr. Clemens von Delbrück, der verdiente Staatsmann, feierte im Januar dieses Jahres unter zahlreichen Ehrungen seinen sechzigsten Geburtstag.

Land und Leute in Rumänien.

Von Adolf Glack.

Einem der vielen Ruhmeslilien des deutschen Volkes bildet sein eifriges Bemühen, Land und Leute in allen Zonen kennen zu lernen. Nirgends in der Welt ist diese Wissbegierde, die nicht nur uns, sondern auch den fremden Völkern selbst vielfältigen Nutzen bringt, so weit verbreitet und so kräftig entwickelt wie bei uns. Aber der forschende Blick des deutschen Gelehrten sowie des Vergnügungsreisenden huscht oft über naheliegende Gebiete hinweg, die aus verschiedenen Gründen unsere lebhafteste Aufmerksamkeit verdienen, und richtet sich nach den fernsten Gegenden der Erde. So erklärt es sich, daß man in Deutschland im allgemeinen etwa über Brasilien besser unterrichtet ist als über Rumänien, das uns geographisch und auch in anderen Hinsichten so nahe liegt, dessen Grenze man von Berlin aus in einer Eisenbahnfahrt von bloß 18—20 Stunden erreichen kann.

Und es ist der Mühe wert, sich mit diesem Lande, das überreich ist an interessanten Gegensätzen, zu befassen. In der Geschichte taucht es eigentlich erst als Strafkolonie der römischen Kaiserzeit auf. Die militärische Besatzung und die Verwaltungsbeamten brachten die lateinische Sprache und ihr römisches Blut in das Donauland mit; in der Folge kamen Wandervölker aus dem Osten, Slaven und Türken zu dauernder Niederlassung oder für kürzere Zeit herein, und so bildete sich allmählich das Volk der Rumänen von heute heraus, dessen Sprache gleichfalls ein Gemisch von lateinischen, slawischen, türkischen, auch ungarischen Elementen ist. Als Seltsamkeit sei hier erwähnt, daß das Rumänische kein Wort für den Begriff „schon“ besitzt; man verwendet als Notbehelf gewisse Gesten oder einen umschreibenden Satz, in den Städten hauptsächlich das französische „déjà“, das sich auch auf dem Lande einzubürgern beginnt.

Das Königreich Rumänien ist ein gesegnetes und wunderschönes Land. Auf dem außerordentlich fruchtbaren Boden der Ebene, die von der Donau und den ansehnlichen Flüssen Sereth und Pruth sowie von kleineren Flußläufen durchzogen wird, gedeiht üppig vielerlei Getreide, namentlich Weizen. Im Sommer gibt es eine Fülle von ausgezeichnetem Obst, darunter Wasser- und Zuckermelonen. Unter der heißen Sonne färbt sich die Weinrebe wohl, und das Ertragnis ist manchmal so groß, daß man einen Eimer Most an Ort und Stelle für einige Pfennige kaufen kann. Es herrscht auch Reichthum an Fischen; von den Flüssen abgesehen, bevölkern sie namentlich die mächtig ausgebreiteten Seen bei Galatz und in der Dobrudscha. Es fehlt auch nicht an herrlichem mäßig großen Waldbestand: im Flachlande hauptsächlich Buchen und Eichen, im Bereiche der bald idyllisch-sanften, bald wild-romantischen Karpathen, in deren Besitz sich Rumänien und die österreichisch-ungarischen Kronländer Bukowina und Siebenbürgen teilen, Buchen, Fichten und Tannen. Es gibt da noch wirkliche Urwälder, in denen sich Bären und anderes gefährliches Wild herumtreiben.

Der Boden ist aber nicht bloß an der Oberfläche ergiebig. Gräbt man tiefer, so stößt man, hauptsächlich im Campinagebiet in der Walachei — auf anscheinend unerschöpfliche Naphtaquellen, die in den letzten Jahrzehnten eine großartige Petroleumindustrie gezeitigt hat, und in der Moldau in der Gegend von Dena, auf mächtige Salzlager.

Die 7½ Millionen Bewohner des Königreiches, wovon mehr als 6 Millionen auf dem Lande leben, haben also vollen Grund, ihr Land zu lieben. Freilich, die kulturellen Zustände lassen noch manches zu wünschen übrig; aber seit ungefähr

sechs Jahrzehnten wird alles noch Asiatische energisch bekämpft und allmählich entwurzelt. Diese Besserungsarbeit setzte kräftig unter Alexander Cuza ein, der Präsekt von Galatz war und dann zum Fürsten gewählt wurde, und entwickelte sich in beschleunigtem Zeitmaß unter seinem Nachfolger, dem Prinzen Karl von Hohenzollern, der 1866 den rumänischen Thron bestieg und während seiner 48jährigen Regierung das Land zu verhältnismäßig sehr hoher Blüte brachte — im Leben eines Volkes sind 48 Jahre doch nur eine kurze Spanne Zeit. Dieser geniale Herrscher, der mit allen Fasern der Seele an seinem Volke hing, ohne seinem Deutschtum untreu zu werden, ruht nun in der Gruft im schönsten alten Bauwerk Rumäniens, im Kloster „Curtea de arges“ — der Hof von Ardschesch. Dieses Kunstwerk im maurischen Stil erhebt sich stolz auf einer Höhe, deren Fuß der stürmische Argesfluß bespült. Ganz in Stein ausgeführt, macht der Bau mit seinen herrlichen, reichvergoldeten Türmen und dem weißleuchtenden Skulpturenschmuck den Eindruck, als sei er aus einem einzigen Guß hervorgegangen. Der Fürst der Walachei, Neagoe, „der Bessarabier“ zubenannt, ließ das Kloster in den Jahren 1511—1512 errichten. Daran knüpft sich eine sinnige Legende:

Der berühmteste Baumeister im Südosten Europas, Manola, bekam den Auftrag, das Kloster zu bauen. Aber was tagsüber gemauert wurde, stürzte nachts wieder ein. Meister Manola war verzweifelt. Da half ihm ein Traum, den er verwirklichte. . . . Das Weib, das morgen beim Frühstück zuerst sich zeigt, werde als Opfer eingemauert. Und es erschien seine geliebte junge Frau Zliana, die in gesegneten Umständen war. Der Meister mußte, blutenden Herzens, sie einmauern, damit der Bau gelinge. Als er fertig war, ließ der Fürst, damit der Meister nicht etwa für einen anderen ein ebenso schönes Kloster aufführe, die Gerüste abbauen und die Leitern wegnehmen. Der Meister beschloß, auf gut Glück hinabzuspringen. Da vernahm er plötzlich aus dem Gemäuer eine erstickte Stimme, eine geliebte Stimme, die rief stets, schwer seufzend: „Manola, Manola, Meister Manola! Arg preßt mich die Mauer und zerdrückt mir die Brüstchen, mein Kindlein weint mir, mein Leben erlischt mir.“ Als Manola dies hörte, schwanden ihm die Sinne, sein Auge umschleierte sich, die Welt brach zusammen, die Wolken freieten, und von dem Gehäuf vom Dache hoch, stürzte er tot herab, und dort, wo er hinfiel — was ist da geworden? Ein stiller Quell mit wenig Wasser, mit salzigem Wasser . . . ein „Tränenquell“.

In der Gruft des Ardscheschklosters erscheint oft die Königin-Witwe Elisabeth, diese edle, hoch- und leutselig begabte Frau, die im wohlthätigen Wirken unermüdet ist, zu stillem Gebet; diese vorbildliche Regentin hat auch die Hausindustrie tatkräftig gefördert und damit z. B. verhindert, daß die altüberbrachte, in ihrer Zeichnung und Farbenbuntheit wunderschöne Volkstracht der Bäuerinnen von der zeitgemäßen Allerweltskleidung verdrängt wurde.

Überall besteht ein großer Unterschied zwischen dem Städter und dem Landbewohner. In Rumänien sind diese Gegensätze aber besonders stark. Wer sich in der „guten Stube“, in der eleganten, heiteren Hauptstadt Bukarest aufgehalten und mit offenen Augen das Leben und Treiben beobachtet hat, besitzt kaum einen Anhaltspunkt, um das Wesen des Bauern beurteilen zu können. Geringen Aufschluß geben darüber auch

die anderen größeren und kleineren Städte. Es ist, als wären die beiden Bevölkerungsteile nicht Brüder, sondern bloß Vettern.

Während der Städter immer mehr dem Einfluß der westlichen Zivilisation und Kultur unterliegt und daher sozusagen stündlich auch von seiner interessanten Eigenart verliert, ist der Bauer der treue Bewahrer der alten nationalen Sitten und Gebräuche und der Pfleger der herrlichen Volksdichtung geblieben. Die althergebrachten Anschauungen leben besonders zähe weiter, soweit es sich um die wichtigsten Ereignisse im Leben des Menschen: Geburt, Eheschließung und Tod handelt. Sehr seltsam sind namentlich die Hochzeitsgebräuche bei der rumänischen Bauernschaft.

Vedigen Standes zu bleiben, gilt für Mann und Weib als unstatthaft, unschicklich, ja geradezu als Sünde. „Der ehelustige Mann braucht nur um ein geringes schöner zu sein als der Teufel — das genügt.“ Der Bauer heiratet am liebsten eine Dirne seines Heimatdorfes, denn „Eine Kuh und eine Gattin soll man nicht aus der Fremde holen, man wird sonst leicht betrogen“. Wischen zwischen Rumänen und Fremden kommen selten vor. Am seltensten mit Zigeunern, weil „wenn der Zigeuner auch wie ein Aukud singt, so wird es dem Rumänen doch scheinen, es heule ein Wolf“.

Die Bauernmädchen kennen eine Anzahl von Mitteln, um sich die Liebe eines bestimmten Mannes zuzuwenden. Zu diesen Kniffen gehört auch das Rezitieren von Zaubersprüchen unter Beobachtung gewisser Formen.

Der Verlobung geht die feierliche Werbung voraus. Diese beiden Akte sowie die Hochzeit, die oft eine Woche lang be- gangen wird, dürfen nur an günstigen Tagen vorgenommen werden; als solche gelten hauptsächlich Sonntag und Donnerstag.

Welche hohe Bedeutung der rumänische Bauer der Eheschließung beilegt, geht auch daraus hervor, daß jeder Bräutigam sozusagen als junger Kaiser angesehen wird. In vielen Gedichten und Märchen wird ein Bräutigam schlichtweg mit dem Ausdruck „der große Kaiser“ oder „der junge Kaiser“ bezeichnet, und in der Kirche darf er als einziger bis zum Augenblick der Einsegnung der Ehe den Hut aufbehalten. Ein Abglanz dieses Ansehens fällt auch auf die Werber, die während der Ausübung ihres Amtes als kaiserliche Sendboten mit ganz besonderer Hochachtung behandelt werden; ebenso wird der Rang des Vaters der Braut erhöht, man nennt ihn Bojar oder Großherr.

Wie bei vielen Völkern steht auch bei den Rumänen die Schwiegermutter — zu Unrecht — in schlechtem Kurse. Bei jeder Bauernhochzeit spielen und singen die Musikanten das alte Liedchen:

„Schwieger, Schwieger,
Sauere Frucht,
Magst auch reifen, wie lange immer,
Süß wirst du doch nimmer.
Magst reifen ein Jahr und eine Sommerzeit,
Bleibst sauer und bitter alle Ewigkeit!
Magst auch reifen, wie lange immer —
Wie Mütterlein wirst du nimmer.“

Ein sehr erheblicher Anteil an dem Aufschwung, den Rumänien genommen hat, ist dem Deutschtum zuzuschreiben. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sind Deutsche, namentlich aus Österreich-Ungarn, ins Land gekommen und haben da Ordnung gemacht und erzieherisch gewirkt. Sie betätigten sich als Ärzte, Baumeister, Lehrer, Apotheker und in allerlei höheren und niederen Gewerben. Es gibt kaum ein Gebiet zivilisatorischer Arbeit, auf dem die Deutschen nicht

grundlegend wirkten. Gegen Russen hatte man von jeher eine starke Abneigung, die wenigen Franzosen, die sich dort dauernd niederließen, so en wieder ab, nachdem sie ihren Säckel gefüllt hatten. Die Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der deutschen Einwanderer wurden stets allgemein anerkannt; dagegen waren sie weniger beliebt als die Franzosen, obgleich diese den Rumänen niemals Gegenliebe entgegenbrachten.

Mit dem Tage, da der Hohenzollernprinz ins Land kam, stieg das Ansehen der Deutschen, und es steigerte sich mit den stetigen, glänzenden Erfolgen, die der deutsche Fürst auf dem rumänischen Thron für seine neue Heimat errungen hat. Infolge der lange Jahre hindurch, namentlich des französischen Zeite, betriebenen Verhetzung, die während des jetzigen Krieges ihren Höhepunkt erreichte, konnte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Landeskindern und den dortigen Deutschen nicht entwickeln. Aber es liegen Anzeichen dafür vor, daß es in friedlichen Zeiten bald zu einem freundlicheren Nebeneinander kommen wird. Der rumänische Städter, der in jenem Lande neben den Großgrundbesitzern allein Einfluß besitzt, ist aufgeweckten Geistes und achtet den Deutschen, weil er dessen Vorzüge richtig einzuschätzen weiß, und von der Achtung bis zur Zuneigung ist es nicht weit. Schon seit drei bis vier Jahrzehnten verbreitet sich zusehends in den Bürgerkreisen das Interesse für die deutsche Sprache, für die deutsche Wissenschaft, und die Erfahrung hat sie gelehrt, daß die jungen Rumänen, die an deutschen Universitäten studiert haben, mit mehr Wissen und Ernst in die Heimat zurückgekehrt sind und weitaus mehr geleistet haben als diejenigen, die Hochschulen im französischen Sprachgebiet besucht haben. Man darf getrost vorhersehen, daß sich nach dem Kriege ein langjamer, aber dauernder Umschwung der Stimmung zu unseren Gunsten vollziehen wird.

Das segensreiche Wirken des vor mehr als einem Jahre verstorbenen Königs Carol tritt am klarsten in der von ihm durchgeführten Umgestaltung des Heereswesens zutage. Dieses befand sich im Jahre 1866 in einem jämmerlichen Zustand. Ich erinnere mich höchst belustigender Vorfälle. Eine Abteilung berittener Landwehr — auf abgemagerten Kleppern, in erbärmlichen Uniformen, manche barfuß — machten Übungen. Einige dieser Krieger landeten, als sie sich aufs Roß schwingen sollten, jenseits des Tieres auf dem Erdboden. Die Moldau war damals von Räuberbanden heimgesucht; man entsandte große Abteilungen, um die Räuber einzufangen; aber die Soldaten fürchteten sich vor den Räubern.

Aus diesem komischen Heer ist eine tüchtige, streng nach deutschem Vorbild erzogene Armee geworden. Die Mannschaft ist vortrefflich. Der rumänische Bauer an sich ist tapfer und todesmutig, er bedurfte nur der militärischen Erziehung, um ein ausgezeichnete Soldat zu werden.

Die österreichisch-ungarischen Rumänen (aus Siebenbürgen, dem Banat und der Bukowina) haben sich stets als todesmutige Soldaten bewährt. Der rumänische Bauer geht mit einem gewissen düsteren Fatalismus, der durch Galgenhumor gemildert wird, kaltblütig dem Tode entgegen, weicht sehr selten zurück und erträgt mit Gleichmut die schwersten Entbehrungen. Das rumänische Offizierskorps, in dem man viel aufrichtige Bewunderung und Sympathie für das Deutschtum findet, ist seinem Wesen nach etwa dem italienischen zu vergleichen, übertrifft dieses aber an sachmännischer Tüchtigkeit.

Diese wenigen Stichproben lassen wohl erkennen, daß es in Rumänien viel Merkwürdiges, Fremdartiges zu schauen und hören gibt, auch für jenes Land gilt eben Goethes Wort:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Der Weltkrieg.

Der Wiener Generalstabsbericht überrascht uns durch eine erfreuliche Botschaft: „Der Lovcen ist genommen“. Diese Nachricht ist nicht minder geeignet unsere Siegeszuversicht zu stärken, als jene, die uns von Konstantinopel erreichte und die besagte, daß Gallipoli vom Feind, der in der letzten Zeit unschätzbare Verluste erlitten hat, geräumt worden ist. Unter dessen schreiten die harten Kämpfe in Montenegro in einer für uns erfolgreichen Weise fort. Ein auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz weilender Berichterstatter gibt ein anschauliches Bild der augenblicklichen Situation. Er läßt sich, wie folgt vernehmen:

In der Südherzegovina und in den Bocche di Cattaro haben die Kämpfe erneuert begonnen. Als gegen Ende November die bei Artowah, Trebinje und Viletscha stehenden Truppen nach langen Monaten voll eintöniger

Grenzplänkelen einen energischen Vorstoß gegen die östlich der Njebinschiza stehenden Montenegriner unternahmen, zogen die Vorgänge an dieser Front einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit auf sich. Dann hörte die Offensive plötzlich wieder auf. Es hatte sich im wesentlichen darum gehandelt, die anderen drei besetzten Orte sowie die nach Cattaro führende strategische Straße gegen Überfälle

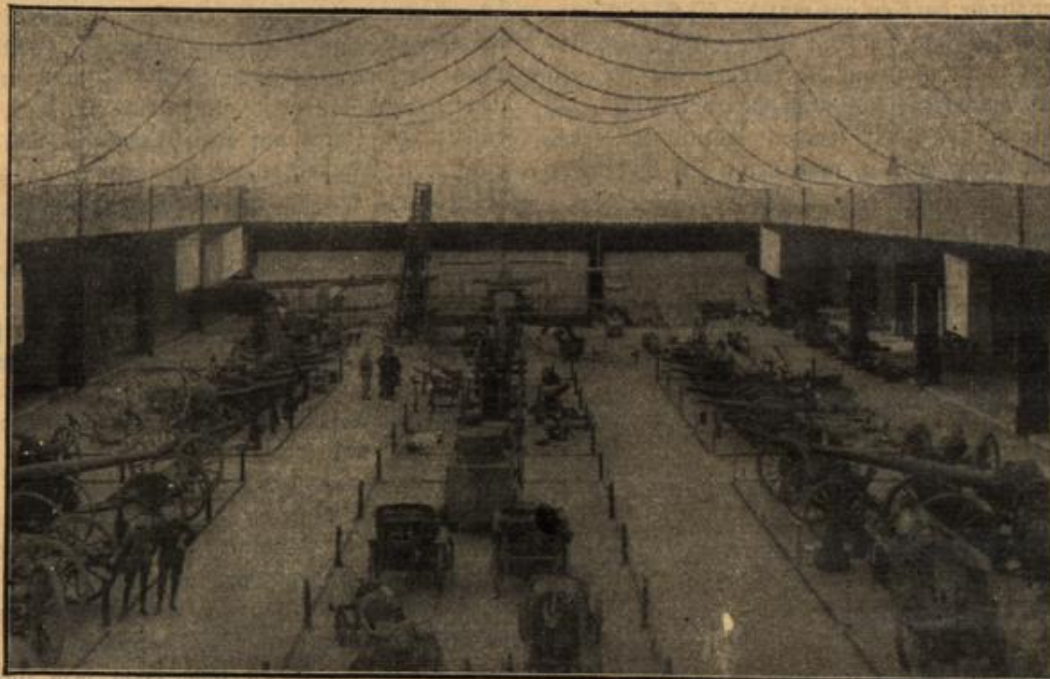
der von ihren Steinbergen herabsteigenden Montenegriner besser zu sichern und so erst größere Truppenverschiebungen zum Zweck der eigentlichen Offensive zu ermöglichen. In den Bergen, die auf die vielfach gewundenen Fjordarme der Bocche herabblicken, herrschte damals tiefste Ruhe. In der unendlich öden Steinregion

der Armojschie hüllte kaum je ein Schuß, und auch in den montenegrinischen Stellungen auf dem Lovtschen war es sehr still geworden, seitdem unser Dreadnought „Radetzky“ von den Bocche aus die schönste Batterie der Montenegriner in die Luft geschossen hatte. Die Serpentinstraße, auf der im Frieden harmlose Touristenautos nach Cetinje zu rollen pflegten, war an vielen Stellen gesprengt und verbarrikadiert. Manchmal öffneten sich aber die Sperren, um einen Parlamentär durchzulassen. Es wurde damals viel hin und her verhandelt. Indessen gelang es der montenegrinischen Regierung nicht, das nahende Verhängnis von ihrem Ländchen abzuwenden. Es folgten die bekannten Erfolge unserer Truppen in Nord- und Nordostmontenegro, die unsere Front bis unmittelbar an die Befestigungen von Berane und die Tara Schlucht herangeführt haben. Jetzt erst war der Augenblick gekommen, den Kampf gegen die Berge auf die West- und Südwestfront ausdehnen.

Von der Deutschen Kriegsausstellung am Zoo in Berlin.



Ein sogenannter Feldwagen, der anscheinend zum Transport von Feldverwundeten gedient hat.



Die Gesamtansicht der Ausstellung.

Die Ausstellung ist am 8. Januar eröffnet worden. Sie zeigt interessante Beutestücke und Kriegstrophäen aus dem jetzigen Kriege aller feindlichen Länder. So zeigt dieselbe außer unseren obigen Bildern heruntergeschossene französische Flugzeuge, Ballonabwehrkanonen, französische Panzerautomobile, ferner englische Torpedos. Außerdem russische, englische und französische Uniformen, eroberte Geschütze aller feindlichen Länder und anderes mehr. Außerdem ist auch ein hölzernes Unterseeboot ausgestellt, das während der Ausstellung für wohltätige Zwecke benagelt werden soll.

Mutter.

Von Leo Soller.



Sie hat es gehört und mag
es nicht denken —

Die Mutter sitzt und strickt
und strickt:

„Die Strümpfe will ich den
Buben schenken.

Nun werden sie bald nach
Tirol geschickt.“

Die runzligen Finger stricken
und stricken —

„Mutter, hör auf, es ist
Schlafenszeit!“

„Die Strümpfe will ich den
Buben schicken.

Geh du nur schlafen, ich bin
nicht so weit!“

Die Buben ruhn lang in
wildfremder Erde.

Längst hat der Herbst die
Blumen zerpflückt. —

Die Mutter aber sitzt lächelnd
am Herde:

„Jetzt bin ich bald fertig!“ ...
Und strickt, und strickt ...

Der gelbe Hund.

Eine Hundegeschichte für Menschen. Von Adolf Hoffée.

Bei Berlin ist es geschehen; in einem fabelhaft rasch emporgekommenen Vorort . . .

Dort gibt es also einen gelben Hund, der einen Gebieter, eine Gebieterin, einen Gebieterssohn und eine Gebieterstochter besitzt. Dieser gelbe Hund, der heute, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, beinahe wie ein wirklicher Löwe aussieht, wohnt augenblicklich in einem prunkvollen Palast, aus lauter pechschwarzen und milchweißen Blendziegeln erbauten Hundehause, zu dem auch eine ziemlich ansehnliche Villa und ein gutgepflegtes Lustgärtchen gehören; im letzteren hausen natürlich die Gebietersleute des gelben Hundes, der heute, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, beinahe wie ein wirklicher Löwe aussieht . . .

Dem gelben Hunde ist es freilich nicht an der Wiege gesungen worden, daß er, so im Handumdrehen, von der angefaulten Binsenmatte auf dem verwahrlosten Hofe seiner armseligen Herrenleute, in eine so feine, prunkvolle, aus lauter pechschwarzen und milchweißen Blendziegeln erbaute Hundevilla kommen würde: ja, dem gelben Hund ist das Glück eben günstig gewesen!

Das einst völlig wertlose, öde, vernachlässigte Grundstück, auf dem der gelbe Hund seine Kinder- und Jünglingsjahre in erbarmungswürdiger Bedürftigkeit verbrachte, bekam durch Baupespekulation plötzlich ungeheuren Wert. Eine Radfahrerbahn war der Ansporn, eine Straßenbahnlinie stellte dort gewissermaßen eine neue Zeitrechnung ein, und als gar die Hochbahn sich ins Mittel legte, da klärte sich der düstere Himmel des gelben Hundes vollends auf.

Fünf Jahre sind ins Land gegangen, seitdem ich den damals völlig unbeachteten Berliner Vorort verließ; mein Beruf führte mich auf Reisen. Damals wohnte ich dem gelben Hunde gegenüber, der fast täglich vor mein Fenster kam und laut bellend dem Himmel dankte, wenn ich ihm die Reste meiner Mahlzeiten auf die Straße warf. Dafür sprang er stets freudestrahlend herbei, um mir die Hand zu lecken, wenn er mich aus dem Hause treten sah. Das ging so monatelang, und weil ich dem gelben Hunde wirklich ganz gut wurde, braute ich es nicht über mich, seinen Herrenleuten, die samt und sonders ein gar zu jämmerliches Gesindel waren, im Ernste gram zu sein. Im Gegenteil, dem Vater gab ich gut erhaltene Kleider zu Spottpreisen ab, um ihm nur nicht geradezu etwas geschenkt zu haben, vom Taugenichts von Sohn ließ ich mir, gegen gutes Trinkgeld, die Marken von anvertrauten Briefen stehlen, während die lächerliche Schwester mir alle Oberhemden in Fetzen wusch; von der Mutter schweige ich: in ihren „Stoppsoden“ eine Nacht durchzutanzten, war die Qual des siebenten Ringes in Dantes Hölle. Aber all das tat ich damals nur dem armseligen, treuen, gelben Hunde zu Liebe, der heute, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, beinahe wie ein wirklicher Löwe aussieht und durchaus nicht seinen Herrenleuten, die mich bei jeder Gelegenheit ihrer ewigen Dankbarkeit versichern zu müssen glauben. Ich aber hatte damals schon die Empfindung, daß mein gelber Hund das einzig charaktervolle Geschöpf auf dem ganzen Herrenhofe gewesen war. Wenn ich den gelben Hund einmal unwirsch vom Fenster wies, lief er gekränkt hinweg und wollte erst wieder herbeigeloct werden — weniger empfindlich waren indessen seine Herrenleute.

Fünf Jahre sind verstrichen. Ein Zufall führt mich wieder in diesen Vorort. Unwillkürlich gehe ich auf den Platz zu, wo ich das Haus vermutete, das ich dort lange bewohnte. Keine Spur. Rechts und links Mietskasernen. Dasselbe auf dem Platze gegenüber, wo mein gelber Freund einst vor Hunger und Kälte die Nächte durchgeheult. Nur in der Mitte blüht ein üppiges Gärtchen, aus dessen Baumgruppen eine recht stattliche Villa hervorscheint. Auf die Frage, wie all das so rasch gekommen war, erwidert man mir: „Fortschritt! Spekulation!“

Mitleidsvoll gedenke ich des gelben Hundes und bei dieser Erinnerung tauchen auch seine Herrenleute wieder im Geiste vor mir auf. Armes Volk! Burden sicher, durch einige Taler geblendet, aus Hof und Hütte gejagt und nun prozen hier feiste Geldsäcke, während in dem prunkvollen Hundehause da hinten vielleicht irgend ein charakterloser Kötter seinen Dickwanst mästet. Das tat mir förmlich weh. Jetzt fühlte ich, daß ich dem gelben Hund noch immer gut war — und seinen Herrenleuten. Gerne hätte ich ihnen wieder aus, wüßte ich nur, wo diese armen fünf Seelen hausen . . .

Om! Da steht ein verschnörkelter Name . . . in dieser Villa? Sollten diese Leute . . . ? Freudeerregt klinge ich. Ein Diener öffnet. „Wen darf ich melden?“

Ich nenne meinen Namen und trete in den Garten ein. Vater, Mutter, Sohn und Tochter sitzen gerade beim Kaffee in der Laube. Alle in Kammgarn, Samt und Seide. Sie erheben sich. Erstent beglückwünsche ich sie herzlichst zu ihrer Veränderung; alle bleiben aber stumm und kalt.

„Aber, meine Herrschaften, ich bin ja doch der . . .“

„Kennen wir nicht,“ meinte der Vater.

„Aber . . . ich wohnte doch acht Monate da drüben . . .“

„So . . . so . . .“, meinte die Mutter.

„Frrtum in der Adresse,“ nälste der Sohn.

„Frrb, lassen Sie den Herrn wieder raus“, ergänzte die Tochter. Ich stand da, wie vom Donner gerührt.

In diesem Augenblick hörte ich lautes Hundegebell. Bekanntes, wie mir schien. Wichtig, wie ein angestammter Wüstenlöwe anzuschauen, stürzte mein alter gelber Freund aus dem Hinterpark hervor. Die gut geschorene Mähne schüttelnd, kam er wild bellend in gewaltigen Sätzen heran . . . ein erschreckender Anblick!

„Also — auch du, Brutus?“

„Setzen Sie sich schleunigst!“ brüllte der Vater. „Ich ersetze keine Hosenröße!“

Angstlich wandte ich mich um. Zu spät. Schon war der gelbe Hund zur Stelle. Zornfunkelnden Auges, wie ein wirklicher Löwe, wollte er mit einem grimmigen Satz an mich heran . . . doch hielt er inne . . . stutzt . . . sein Auge wird milder . . . er sieht mich sinnig an . . . ich nenne seinen Namen . . . ein unbeschreiblich Schauspiel . . . mein alter Freund vergißt seine Löwenmaskerade . . . erinnert sich der Wohlthaten . . . wieder legt er mir die Hände wie einst . . . wieder folgt er mir freudebellend auf dem Fuß wie einst!

„Det erbärmliche Mistvieh friegt zwee Tage kein Futter nich!“ höre ich noch aus der Ferne wutentbrannt dekretieren . . . Was tut's?

Du ist mit mir, mein guter, gelber Hund! — — —

Diese Geschichte, lieber Leser, glaubte ich mir gleich aufschreiben zu müssen, damit — du sie nicht vergißt.

Die Regimentstiere bei den englischen Truppen.

Fast bei allen Regimentern der Engländer gibt es Tiere, die als Regimentseigentum angesehen werden und für deren Ernährung im Budget Vorkehrung getroffen ist. Auch bei manchen deutschen Regimentern gibt es ja zuweilen derartige Tiere, aber die Sitte ist doch nicht in dem Maße entwickelt wie im englischen Heere, wo es Hunde, Ziegen, Bären, Hirsche, ja sogar Tiger und selbst Gänse gibt. Die Königin Viktoria schenkte einst einen langhaarigen Ziegenbock an ein Hochländerregiment und jedem Bataillon des Regiments von Wales eine weiße Ziege. Von diesen Ziegen wurden sehr drollige Geschichten erzählt. So machte eine dieser Ziegen, die durch ihre bösen Streiche eine gewisse Berühmtheit erlangte, eines Tages auf den Oberst, der sich gerade hüfte, um etwas an seinen Sporen in Ordnung zu bringen einen Angriff und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß er vor der versammelten Mannschaft lang zu Boden fiel. Wäre sie nicht ein Geschenk der Königin gewesen, sie hätte diese Respektwidrigkeit teuer bezahlen müssen. Noch gefährlicher war ein Hirsch, den die Schottischen Jäger hielten. Er hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen stillesstehende Soldaten. Sah er einen solchen, so schwenkte er ab, suchte ihm in den Rücken zu kommen und trieb ihn durch gelinde Stöße mit dem Geweih vorwärts. Eines Tages zerbrach er mit seinem Geweih die Glasscheibe des Generalarmisignals und brachte so die ganze Feuerwehr auf die Beine. Die Mianen adoptierten, als sie in Indien waren, einen jungen Bären, dessen Mutter auf der Jagd getötet wurde.

Er wurde durch seine drolligen Manieren bald die Freude des

ganzen Regiments; plötzlich war er eines Tages verschwunden. Man hatte ihn längst verloren gegeben, als er von den Soldaten in der Vorstellung einer Seiltänzertruppe wiedergefunden und nun zurückgeholt wurde. Er nährte sich von Brot und Milch und einem Maß Bier, das er alltäglich in der Kantine in Empfang nahm. Mit einer Tigerin, die sich ein Infanterieregiment in Indien hielt, machte es recht böse Erfahrungen. Das Tier war als ganz Junges in den Dschungeln gefunden worden, und das niedliche Tierchen ließ sich wie mit einem Mädchen spielen. Aber das Idyll dauerte nur kurze Zeit. Als das Tier größer wurde, erwachten die schlimmen Instinkte, es streifte in Wald und Feld umher, und als ein Soldat einmal dem Tiere ein Stück rohes Fleisch zu fressen gab, konnte der Tiger überhaupt nicht mehr frei herumlaufen, da er großes Unheil anstellte. In einem Grenadierregiment endlich wurde eine Gans als Regimentstier gehalten, die angeblich ein Grenadier aufgefunden hatte, als dem Tier ein Beinchen gebrochen war. Aus ein paar Stäbchen Holz machte er für das Gansbein regelrechte Schienen, durch welche das Bein heilte, worauf dann die dankbare Gans beim Regiment blieb und sogar in den Kämpfen in Kanada Gelegenheit fand, ihre Dankbarkeit zu bekunden, indem sie sich mit schlagenden Flügeln und lautem Geschrei auf einen heranschleichenden Feind stürzte.

Bexierbild.



Ist der Herr Gemahl zu Hause?

Wissenswertes.

Auf einen Wiener des 18. Jahrhunderts kam ein jährlicher Weinverbrauch von 175 Litern, d. i. viermal soviel als jetzt.

In Cuttack (Bengalische Landschaft), dürfen heiraten zwischen den Familien der Töpfer, die kleine Töpfe fertigen, und der, die große machen, nicht stattfinden.

Rätsel-Ecke.

Silbenvorsatz.

wa, dam, kel, ge, pel, bal.

Vor jede der obigen Silben ist eine Silbe zu setzen so daß sechs bekannte Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben eine deutsche Hauptstadt nennen. Die Wörter sollen bezeichnen, jedoch in anderer Reihenfolge:

1. eine Stadt in der Provinz Oessen-Rassau.
2. eine Stadt in Tunisien.
3. eine Stadt in Albanien.
4. eine Stadt in Holland.
5. einen Nebenfluß der Tamina in Vorderindien.
6. ein Organ.

Wort

Wort

Wort

Dramen-Zahlenrätsel.

9, 15, 12, 11, 12, 18 — 1, 18, 11, 6, 3, 3, 12.

(Wort)

Wort

Kombination.

Boden, Ham, Lima. — Rat, Bonne, Hand. — Note, Iran, Gram.

Aus je drei der obigen Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben zwei Wörter zu bilden. Die Wörter sollen bezeichnen: 1. einen Nebenfluß der Spree und ein Gebirge in Sibirien; 2. eine arabische Landschaft und Inseln; 3. eine französische Landschaft und einen Fluß in Turkestan. — Die Mittelbuchstaben der gefundenen Wörter nennen eine ägyptische Gottheit.

Wort — Wort

Wort

Zusatz-Aufgabe.

	r	n		r
	l		j	r
R		h		r
	e		t	l
	r		t	n
a	n		o	
A		h	t	
e		r		n

Die leeren Felder der Figur sind so mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen folgendes bezeichnen:

1. eine Schachfigur.
2. eine Volksart.
3. einen Tierstamm.
4. ein Tyroler Alpenort.
5. Insekten.
6. eine Stadt in Galizien.
7. ein Vögelvolk in Afrika.
8. eine Stadt in Schleswig-Holstein.

Die Anfangsbuchstaben nennen eine Stadt in Schlesien.

Wort

Wort

Scherzrätsel und Scherzlogograph.

Bitt' einen Kellner, er mög' schweigen, Gleich wird ein Offizier sich zeigen.

Wort

Wort

Logograph.

Das Schiff ging unter mit Ramm und Maus.

Da kam das Wort geschwommen, Das ward' ein Schwimmen in Rot und Graus.

Zum Wort, dem der Kopf genommen.

Wort

Wort

Streichholz-Aufgabe.

Aus diesen sieben Quadraten sind durch Verlegen von vier Streichhölzern fünf Quadrate zu bilden.



Wort



Die neueste Aufnahme des Generalfeldmarshalls Graf Saeseler im Felde.
Wir bringen dieses Bild anlässlich seines 80. Geburtstages am 19. Januar.



Granat-Folktrefser in einem Bohnhause auf dem westlichen
Kriegsschauplatz.



Österreichisch-ungarischer Verwundetentransport im Schlitten an der Front in Ostgalizien.